

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 19

Artikel: Die Förderung der Kirchenmusik in Bern einst und jetzt

Autor: Krebs, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von aller Welt und aller Kultur abgeschnittenen wüsten, einsamen Insel, mitten im Meer?"

„Wie Robinson, ja. Nach Ihrer Vorstellung wenigstens und nach der mancher Leute. Aber ich sehe schon, von der Natur einer Hallig haben Sie noch nicht viel Ahnung. Werden Sie schon bekommen. Sie mit Ihrem Mann und vor allem mit Ihren Jungen müssen mich dort besuchen.“

„Ach, schweigen Sie mir von denen. Wollen Sie nun dort den, hoffentlich noch sehr langen und bedeutenden, Rest Ihres Lebens verbringen?“

„Bin ich ein Prophet, meine Gnädige? Die Leute lebten schon Gott weiß wie lange in ihrer Meeresdiaspora und konnten keinen Pastor bekommen. Das Haus war fast unbewohnbar geworden, und die Gemeinde ist selbstverständlich arm. Da hab' ich mich freiwillig gemeldet.“

„Aus Mitleid also?“

„Nein aus Liebe, meine gnädige Frau!“

Pastor Edleffsen betonte diese Worte sehr stark, wandte sich gleichzeitig um und sah mit einem fast zärtlichen Blick nach der Schnur der verlorenen, kleinen Werken am Horizont hinüber.

„Sehen Sie, da schwimmen sie. In der Luftspiegelung wie kleine paradiesische Inseln, wie stille, leise glimmende Träume in dem wüsten Hexenbrodel der Welt. Das sind sie meinem Herzen, und ihre armen, weltverlorenen — gottlob der Welt verlorenen, möchte ich beinahe sagen — Menschen sind meine Kinder.“

„Sie werden gut bei Ihnen aufgehoben sein, Edleffsen. Ach“, Frau Nautilus seufzte schwer auf, „meinen Jungen hat vielleicht eine solche Insel und ein solcher Hüter gefehlt.“

„Liebe Frau Erdmutter, Sie sehen gewiß zu schwarz. Sie sind wahrscheinlich eine sehr strenge Mutter.“

„Sagen Sie lieber eine pflichtvergessene, Herr Pastor“, rief Frau Nautilus schneidend.

„Wieder diese Härte gegen sich selbst! Ich kann Ihnen nicht glauben. Was gedenken Sie oder Ihr Gatte oder das Leben denn aus diesen beiden anscheinend allerdings in der schönsten Blüte der Flegeljahre stehenden jungen Welt eroberern zu machen? Aber wie kann ich da fragen. Zwei Nautilus. Also selbstverständlich Juristen.“

„Ja, mein Mann konnte sich bis jetzt allerdings kaum etwas anderes vorstellen“, erwiderte sie mit gepreßter Stimme. „Aber sie sind auf der Schule so schlecht. Faulpelze, Bandträger, völlig hoffnungslose Lebensrkrutten. Etwas anderes kommt noch hinzu. Wir werden sie vielleicht ganz vom Gymnasium wegnehmen müssen.“

„Also so halbwegs verlorene Söhne?“ rief Pastor Edleffsen erstaunt. „Nein, das kann ich nicht glauben. Aber der Fall interessiert mich. Es sind ja Ihre Kinder, Erd — liebe gnädige Frau. Ich sehe, Ihr Herz ist wegen der Jungen ganz übermäßig bedrückt. Es bedarf der Erleichterung. Wollen Sie mir nicht alles ausschütten?“

„Noch nicht, lieber Freund. Ich hoffe, daß das Schlimme sich noch zum Guten wende. Aber ich möchte Sie mit meinem Mann, flüchtig haben Sie ihn ja bei uns kennen gelernt, aufs neue bekannt machen. Ich möchte, daß Sie einmal mit ihm über die beiden Jungen sprächen. Können wir uns nicht im Kurhaus treffen?“

„Ich bin ganz und jederzeit zu Ihrer Verfügung. Die beiden Zuchtböde, die in Nebel für mich stehen, laufen mir nicht weg. Ich übernachte sowieso in Wittdün.“

„Dann also heute Abend, wenn ich bitten darf.“

„Ich werde mich mit Maile und einem Riesenappetit einfinden, ha—ha—ha! Ich freue mich darauf und nicht zum wenigsten auf Ihren Diez und Lambert. Denn die haben's mir angetan.“

„Und ich werde der Gesellschaft erst mal wieder gründlich den Kopf waschen müssen. Lieber Herr Pastor, mein Mann darf's nicht wissen, daß Sie die Jungen mitten in der See aufgegriffen haben. Es würde ihn zu sehr aufregen.“

„Selbstverständlich nicht. Kranke Menschen haben Anspruch auf Schonung.“

Damit verabschiedeten sich beide. Pastor Edleffsen begab sich zur Post, um wegen seiner Zuchtböde zu telephonieren, und begleitete mit seinen Gedanken die von schwerer Sorge um ihre Kinder gebeugte, einstmals geliebte Frau, die ihm aus ihrem so poesievollen, heimlichen Verlöbnis heraus so plötzlich und so schroff, ja beleidigend, abgeschrieben hatte, weil seine Hände und seine Lebensbahn ihr nicht vornehm genug waren. Und Frau Nautilus dachte mit Gefühlen neuer Beschämung an den Mann zurück, der wie ein Schiffser an ihrem Horizont aufgetaucht war und wie ein Bauer Zuchtböde kaufte, der nach Kleidung und Sprache kaum mehr als beides war; allerdings lächerlicherweise auch noch Pastor, in freiwilliger Verbannung und auf einer weltverlorenen Meeresinsel dazu. Aber der, er mochte sein und tun, was er wollte, stets den Mut gehabt hatte, sein eigenes Leben zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

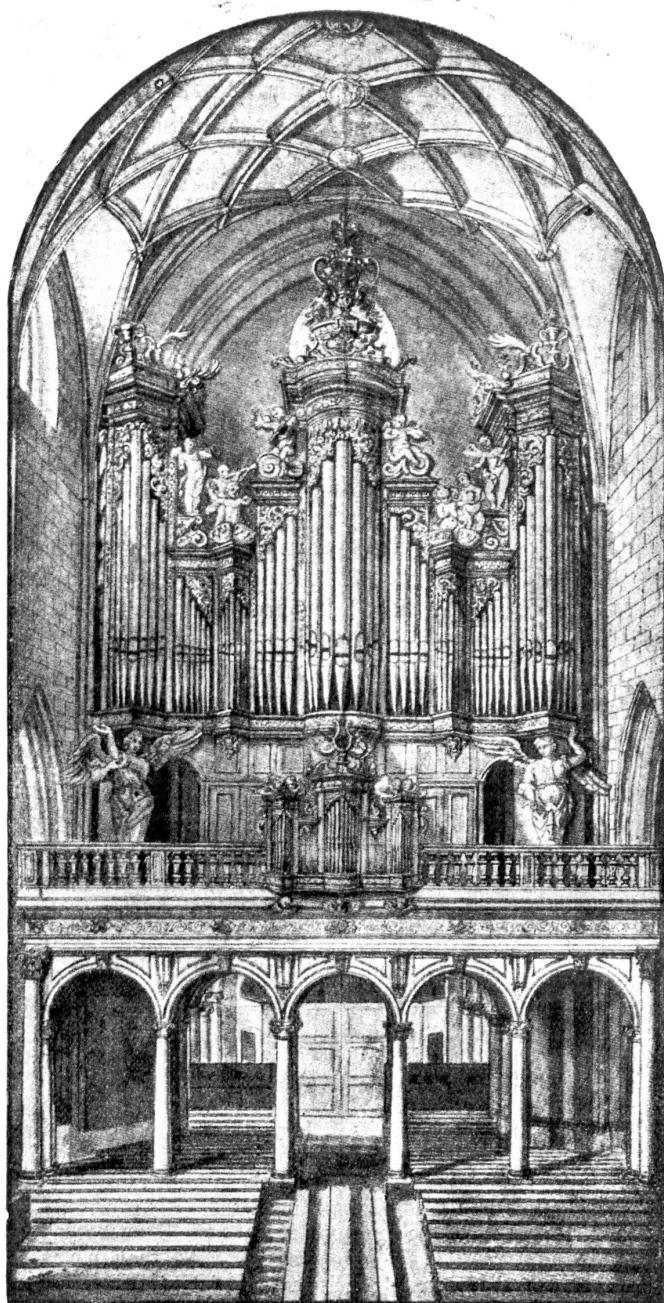
Die Förderung der Kirchenmusik in Bern einst und jetzt.

Die Orgelmusik trat schon im 16. Jahrhundert, den Kirchengesang unterstützend, auf, dominierte dann im 17. Jahrhundert und erreichte in den kolorierten Orgelchorälen von Seb. Bach ihren Höhepunkt.

Einer Abhandlung von H. Türl er, Bundesarchivar, aus dem Jahre 1896 ist zu entnehmen, daß schon vor der Reformation in Bern die Kirchen- und speziell die Instrumentalmusik eifrig gepflegt wurde, befand sich doch hier ein Orgelbauer, dessen Ruf bis nach Italien gedrungen war. Ein Chorherr als Kantor unterrichtete die Chornaben im Münster im Gesange. Aber die Reformation ließ nebst den Altären, Gemälden und Heiligenstatuen auch die Orgel aus dem Münster verschwinden. Sie wurde um 130 Kronen in das Wallis verkauft und ist heute noch in der berühmten Kirche auf Valeria in Sitten aufgestellt.

Der allgemeine Kirchengesang mit Psalmensingen wurde eingeführt, man hatte aber große Mühe, ein nur einigermaßen befriedigendes Resultat zu erzielen. Als man so weit war, einen einstimmigen Gesang ordentlich zu singen, versuchte man sich an einem vierstimmigen, gab aber den Versuch bald auf, „um Unordnung zu vermeiden“ (wie es in einer Chronik von 1584 heißt). Trompeter und Posaunenbläser, die im Dienste der Stadt waren, begleiteten mit ihren Instrumenten den Kirchengesang; aber oft ließ diese Musik zu wünschen übrig.

Allmählich muß man es doch zu einem erfreulichen Resultat gebracht haben, denn im Jahre 1663 sprach der Rat von einem früheren „Flor“ der Kirchenmusik, den der



Die Berner Münsterorgel (1735).

Deutschsiedelmeister und der Venner wiederum herstellen sollten. Mit einem Klavikordium (einer alten Art von Klavier), das ein Kantor dem Rate vorschlug, wollte man es nicht versuchen. Da man aber an den Posaunisten der Stadt offenbar keine Künstler besaß, wurde wieder gefragt, die Kirchenmusik sei „weder lieblich noch erbaulich“.

„Um der verfallenen Vocal- und Instrumentalmusik aufzuhelfen, insonderheit um die Kirchenmusik in einen dem Gottesdienst geziemenden Stand zu bringen“, beschloß der Rat im Jahre 1726, eine „anständige“ Orgel in die große Kirche (das Münster) zu setzen. Die Geistlichen eiserten mit aller Macht gegen „diese katholische Einrichtung“. Sie fürchteten den Spott der Katholiken, die denn auch nicht unterliehen zu erklären, Bern wolle offenbar zum Katholizismus zurückkehren. Den Hinweis auf Basel, wo die Orgel längst wieder eingeführt war, ließen die Berner Pfarrer nicht gelten. Sie warnten, die Orgel werde dem Kirchengesang großen Schaden bringen, ja ihn geradezu untergraben.

Gleichwohl wurde die Orgel gebaut. Der Meister, der sie schuf, war Leonhard Leuw von Bremgarten im Aargau, ein Mediatuntertan Berns, wie man die Bewohner von gemeinsamen Vogteien nannte.

Im Jahre 1727 erhob die Geistlichkeit der Stadt Einsprache gegen die Anbringung von Bildern an der Orgel, als etwas Katholisches, aber der Große Rat fand im Projekt nichts Anstoßiges. Trotzdem wagten es der Prädikant Wilhelmi in der Kinderlehre und der Helfer Dünki und der Kandidat Brunner, auf der Kanzel gegen die Ornamente zu sprechen. Wilhelmi mußte deshalb vom Schultheissen einen Verweis entgegennehmen. Dünki und Brunner aber wurden in das Rathaus zitiert, neben den Ofen gestellt und bekamen da eine „angemessene Remonstranz“ zu hören. Man nannte dies das Erteilen des Filzens.

Der Bau der Orgel rückte langsam vorwärts. Noch vor dem Münster erhielt die Französische Kirche eine solche, und zwar gegen den ursprünglichen Willen der Obrigkeit. Zwei „kunstreiche“ Bauern von Rupperswil im Aargau, die Brüder Jakob und Joachim Rhämer, hatten nämlich eine Orgel hergestellt und suchten nun um die Erlaubnis nach, sie in Bern auszustellen, was ihnen gewährt wurde. Als sie die Orgel aber in der Französischen Kirche aufzustellen wollten, wies ihnen der Rat den Musikhall an, der das oberste Stockwerk des Chores jener Kirche einnahm. Trotzdem wurde die Orgel auf dem Lettner der Kirche aufgestellt, was der Rat aber nur so lange zu dulden erklärte, als es ihm gefallen werde. Die Orgel gefiel dann so wohl, daß die Obrigkeit sie sofort für 3000 Gulden kaufte. Der Organist Martin Spieß von Bergzabern prüfte sie und erklärte sie als ein gutes Werk.

Dieser Erfolg der Rhämer ermunterte nun den Orgelmacher Emanuel Bossart, Burger von Bern, auch für die neue Spitalkirche (die Heiliggeist-Kirche) eine Orgel zu machen und sie der Obrigkeit anzubieten. Das Anerbieten wurde aber abgewiesen, weil diese Kirche noch nicht einem so bedeutenden Quartier diente wie heute.

Die Orgel im Münster wurde im Anfang des Jahres 1730 vollendet, aber es wurden Aussetzungen daran gemacht, wahrscheinlich auch von den Experten, dem Organisten Meyer von Luzern und dem Organisten von St. Urban.

Im Jahre 1731 wurde Johann Schuppert als Organist bestellt. Da auch dieser noch an dem Werke zu tadeln fand, wurde die letzte Zahlung an Leuw zurück behalten. Erst im Jahre 1738 erhielt dieser das Zeugnis für die Vollendung der Arbeit und eine Belohnung von 100 Taler. Der Orgelbau war ihm für 5300 Taler verdingt worden. Die Gesamtkosten beliefen sich nach einer im Jahre 1736 genehmigten Rechnung auf 12,360 Kronen.

Der erste Organist wurde nach drei Jahren wegen störrischen Charakters und weil sein Spiel ungenügend war, mit seiner Familie an die Landesgrenze befördert.

Über diesen Orgelbau hat Dr. Ad. Fluri im 22. Jahresbericht des Münsterbauvereins pro 1909 eine ausführliche Abhandlung „Zur Geschichte der Münster-Orgel“ veröffentlicht. Sie enthält auch die Reproduktion eines im Jahre 1735 von Maler Grimm dem Rate gespendeten getreuen Bildes der Orgel und eine vom Orgel-Aufseher und Kantor J. R. Stoos im Jahre 1746 verfaßte ausführliche Beschreibung, die für die Kenntnis der ältern Orgelbau-Technik von großem Interesse ist. Stoos verwahrt sich darin sehr entschieden gegen die seit ihrer Erbauung erlittenen ungerechten Urteile und bezeichnet das aus 38 Registern bestehende Werk „ein sogenanntes Schren-Werk, das zwar viel Geschren, aber wenig schönes ausmacht“ als wohl gelungen.

Schon 1748—51 wurde die Orgel einer gründlichen Reparatur unterworfen durch J. B. Bossart von Zug, der die Zahl der Register auf 43 brachte. Zur gleichen Zeit hat wahrscheinlich der bekannte Bildhauer Nahl die Orgel mit neuen Ornamenten geschmückt.

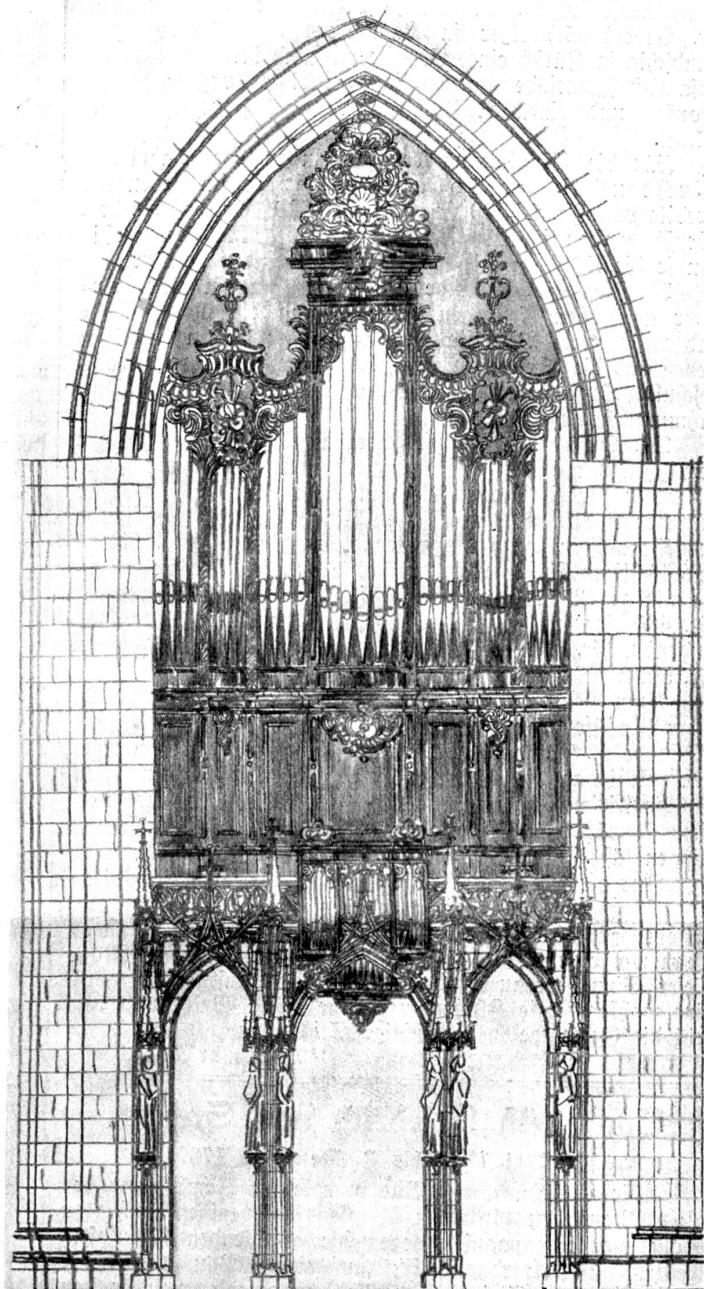
Im Jahre 1849 wurde die Münsterorgel einer gründlichen Renovation und Erweiterung durch den Orgelbauer Fr. Haas (Laufenburg) und Architekt von Sinner unterzogen, wobei freilich die aus dem Orgelbilde von 1735 ersichtliche Grundanlage des Werkes durch Beleitigung des „Rückpositivs“ (Orgel in der Lettnerbrüstung) zerstört wurde. Ein nochmaliger Umbau durch die Orgelbaufirma Goll & Cie. (Luzern) im Jahre 1903/04 ergriff auch die Windladen und die Mechanik des Haasschen Werkes und entfremdete es leider teilweise auch seinem ursprünglichen Klangcharakter. Dies führte in neuester Zeit zur Aufstellung eines durchgreifenden Umbauprojektes durch die Herren Prof. Ernst Graf (Bern) und Ernst Schieß (Solothurn) auf Grund der Baugeschichte der Münsterorgel und grundsätzlicher Studien, die seit 1925 im Auftrage der Kirchenverwaltungskommission an klassischen und modernen Instrumenten in Hamburg, Lübeck, Schwerin, Kopenhagen und Paris noch praktisch überprüft und berichtigt wurden. Der daraus hervorgegangene Bauentwurf strebt darnach, die architektonische Grundlage der Orgel von 1730 (Rückpositiv) und die klangliche und technische der Haasschen Orgel von 1849 (Schleifladen) nach Möglichkeit zurückzugewinnen und hierauf fußend die Stimmenzahl und Klangfülle dem großen Kirchenraume und den spieltechnischen Anforderungen der neuzeitlichen Orgelkunst völlig anzupassen. Die erforderlichen Mittel zu diesem die Entwicklung der Münsterorgel befriedigenden Umbau sind zum größten Teile bereits geöffnet, und es besteht die Aussicht, daß das bereinigte Bauprojekt noch in diesem Jahre der Gesamtkirchengemeinde zur definitiven Beschlussfassung unterbreitet werden kann.

In der stiefmütterlich behandelten Heiliggeist-Kirche mußte man sich noch weiter mit den Posaunisten begnügen. Im Jahre 1756 wurde eine ältere Bestimmung wieder eingeschärft, daß nämlich der Zinfenist und ein Posaunist abwechselnd die Zimfe bläsen und auch die drei Posaunisten jeden Monat die Stimme (Alt, Tenor und Bass) wechselt sollten, damit im Notfalle jeder den andern vertreten könne. Den Gesang selbst leitete ein Vorsänger, Kantor. Die Posaunisten gaben aber zu vielen Klagen Anlaß. So wurde gerügt, daß oft nicht alle Stimmen belebt seien. Einmal verurteilte der eine durch Vollerei großes Vergernis in die Kirche. Ein andermal bliesen die Posaunisten so falsch, daß der Gesang nicht zu Ende geführt werden konnte, und dies hat sich scheint's noch oft wiederholt.

Nachdem gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auch die Nydegg-Kirche eine kleine Orgel erhalten hatte, wurde die Gemeinde der Heiliggeist-Kirche ihrer „absoluten, aber mehr noch in der Exekution elenden Instrumentalmusik“ überdrüssig. Sie verlangte im Jahre 1803 entweder neue harmonischere Blasinstrumente oder eine Orgel. Man fand auch, daß neue finanzielle Mittel gar nicht nötig wären, da aus der Löhnung der bisherigen Musizanten nicht nur die Besoldung des neuen Organisten, sondern auch der Zins für die Kaufsumme einer Orgel bestritten werden könnten.

Das Angebot des Kaufmanns Fueter, eine ältere ihm gehörende Orgel von 8—9 Registern um 100 Dublonen anzukaufen, wurde abgelehnt. Man entschloß sich, bei dem renommierten Orgelbauer Moser in Freiburg eine Orgel zu bestellen, die 23 Register halten und samt Schlosser- und Schreinerarbeit 300 Louisdor kosten sollte. Die Orgel kam dann aber auf 400 Dublonen (9286 Franken) zu stehen.

Die Orgel sollte auf Bettag 1805 geliefert werden, wurde aber erst im Mai 1806 vollendet. Das Werk befriedigte allgemein und wurde vom Experten, Organist Hofer in Solothurn, als das vollkommenste in der ganzen Schweiz



Studie zu einem Orgelletternvorbau mit Positivorgel für das Berner Münster.
Entwurf von Herrn Architekt Karl Bändermühle, Bern.

erklärt. Sie erfüllte ihren Dienst bis zum Jahre 1896, da sie den Anforderungen der Zeit nicht mehr genügen konnte.

Die Gesamtkirchengemeinde bewilligte im Jahre 1897 für die neue Orgel der Heiliggeist-Kirche einen Kredit von Fr. 13,000. Orgelbauer Friedrich Goll von Luzern erstellte sie mit 30 Registern fertig auf Ostern 1899. Bei Anlaß der Installation des neu gewählten Pfarrers Albert Haller wurde sie, nachdem die Organisten Heß und Hofer ihren günstigen Expertenbefund abgegeben, feierlich eingeweiht. Nun aber wird auch sie als den Anforderungen nicht mehr genügend befunden. Für den Umbau der Orgelempore und Orgel hat die Gesamtkirchengemeinde eine erste Rate für 1928 von Fr. 10,000 und eine zweite von Fr. 20,000 für 1929 bewilligt. Ein Umbauprojekt liegt bereits vor.

Auch die Orgel des Münsters bedarf nun, wie bereits erwähnt, nach den Expertenberichten der Herren Prof. Ernst

Graf, Ernst Schieß, Orgelbausachverständiger in Solothurn, Dr. Albert Schweizer in Lambarene und Organist Dr. Handschin in Zürich einer Erweiterung und Renovation. Die Gesamtkirchengemeinde hat bereits zwei Raten von je 15,000 Franken und einen Restkredit von 18,268 pro 1929 bewilligt.

Für die Erweiterung der Orgeln in der Pauluskirche und in der Johanneskirche sind ebenfalls Kredite von Fr. 15,000 bzw. Fr. 10,000 bewilligt worden. Ebenso werden jährlich Beiträge für die Kirchenmusik von je Fr. 1000 an die sieben Kirchengemeinden gewährt.

In allen Kirchengemeinden verschönert nun ein Kirchenchor an hohen Feiertagen durch Gesang die Gottesdienste und weckt durch Veranstaltung liturgischer Feiern fröhliches Leben und die Freude an guter Kirchenmusik, während wohlgeschulte Organisten für eine passende instrumentale Umrahmung besorgt sind.

Der Orgelmusik wird überhaupt auch in der übrigen bernischen Landeskirche vermehrte Aufmerksamkeit und Pflege geschenkt, indem die kantonale Kirchensynode aus der kirchlichen Zentralkasse jährlich für die Ausbildung der Organisten durch die unter Leitung von Prof. Graf und tüchtiger Spielmeister durchgeführten Kurse des Organisten-Verbandes je Fr. 1000, für Stipendien Fr. 400, ferner für musikalische Ausbildung der Theologiestudenten Fr. 700 und für Übungen und Harmoniumspiel Fr. 500 verabfolgt.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß seit dem Jahre 1920 Herr Professor Graf mit den Blechbläsern des Stadtorchesters (Trompeten, Hörner, Posaunen und Tuba) die Tummusik neu belebt hat, die alljährlich an Ostern, Pfingsten und Befestag stattfindet und von der Höhe des Münstereturmes feierliche Choräle und Motetten in unsere alten Gassen hinausflingen läßt.

Aus all dem ist ersichtlich, daß die nach der Reformation geltend gemachten Vorurteile gegen die Kirchenmusik sich nun in eine zielbewußte und opferwillige Förderung der Kirchenmusik gewandelt haben. Möge dieser Sinn fort dauern, denn der Gottesdienst erhält durch eine wohlgepflegte Kirchenmusik seine rechte Weihe und verzehrt die Gemeinde in die richtige Stimmung.

Werner Krebs.

Schultheiß Friedrich von Steiger.

17. Mai 1729 bis 3. Dezember 1799.

Wir alle kennen das Bild vom letzten Schultheissen des alten Bern: Im Grauholz kämpfen die wenigen noch treu gebliebenen Kompanien gegen die anrückenden Franzosen. Mitten im Pulverdampf sitzt auf einem Baumstamm der greise Fr. von Steiger, den Tod erwartend, weil er den Tag der Schmach, der über sein heiß geliebtes Vaterland hereinbrach, nicht überleben möchte. Wir kennen auch das andere Bild: Die alte bernische Regierung hat abgedankt, hat dem alten Bern das Todesurteil gesprochen. Steiger verläßt seinen Schultheissenstuhl, wendet sich an der Tür nochmals zurück, läßt seinen todestraurigen Blick über Freunde und Gegner schweifen, die, von der Ehrfurcht gebietenden Haltung zum Erheben von den Sizzen genötigt werden.

Beide Bilder zwingen uns Nachfahren Respekt ab. Wenn wir es noch nicht wußten, so würden sie es uns lehren: Der letzte Schultheiß, den die Franzosen vertrieben, war kein gewöhnlicher Mann! Er war nicht nur ein Aristokrat nach Geburt und Abstammung, er war es auch Kraft seiner Bildung, seines Seelenadels, seiner über alles erhabenen Vaterlandsliebe. Wohl war er der überzeugte Vertreter des aristokratischen Regimes, des „gottgewollten“ Absolutismus, aber er faßte seine Pflicht gegen sich und das Land ernst, sehr ernst auf, wollte auf seine Art nur das Beste, hätte sich nie dazu erniedrigt, einen Untertan seine Macht fühlen zu lassen, war im Gegenteil leutselig und zugänglich. Dazu

gesellten sich eine seltene staatsmännische Klugheit, ein klares Erfassen der politischen Zustände. Bei allem Gegenzug unserer modernen Anschauungen von Staat und Demokratie macht all' das uns den Mann sympathisch. Anlässlich seines 200. Geburtstages haben wir allen Grund, uns mit ihm zu beschäftigen und einmal mehr ehrfurchtsvoll sein Grabmal im Berner Münster zu grüßen, das Dankbarkeit geschaffen hat.

Am 17. Mai 1729 wurde dem Landvogt Niklaus Sig-mund von Steiger zu Bern ein drittes Büblein geboren, das in der Taufe den Namen Niklaus Friedrich erhielt. Schon früh entwickelte der körperlich stets etwas schwächliche Knabe einen unbändigen Ehrgeiz. Den ersten Unterricht erteilte, wie das damals in den bernischen Patrizierfamilien üblich war, ein Privatlehrer geistlichen Standes. 1741 kam das Pädagogium in Halle. Der Aufenthalt in der Fremde, das energische Studium des Willensstarken, der Verkehr mit hochgestellten Familien vertieften Wissen, Rennen und Menschenkenntnis. Später folgte mit seinem Freunde von Wattenwil noch eine Reise durch Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich. Als er 1754 zurückkehrte, wurde er von seinen Altersgenossen sofort als der geistige Führer anerkannt. 1755 wurde er Schultheiß des Neuzonen Standes, jener Einrichtung im alten Bern, die die zukünftigen Staatsmänner erzog.

Von seiner Mutter erbte er die waadtländische Freiherrenchaft Montricher. 1756 erfolgte die Verehelichung mit Elisabeth von Büren, 1764 der Eintritt in den Großen Rat. Im gleichen Jahr wählten ihn seine Mitbürger zum Mitglied der deutschen Appellationskammer und in die sogenannte Freiburger- und die Neuenburger-Kommission. 1770 wird der Uebertritt in die welsche Appellationskammer verzeichnet, 1772 das glückliche Bestehen des Notariatsexamens, damals Bedingung für die Bekleidung höherer Staatsstellen. Seine Mitbürger schätzten das klug abwägende Urteil von Steigers. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen schenkte ihm „aus besonderer Achtung“ den Orden des schwarzen Adlers, und die Berner Regierung erteilte ihm die Erlaubnis zum Tragen derselben.

Das Jahr 1776 sieht unsern Mann weiter steigen. Er trat in den Kleinen Rat ein, wurde auf Ostern 1777



Friedrich von Steiger, Schultheiss von Bern (1729-1799).
Nach der Lithographie von Hasler.

Benner der Gerbernunft, nahm in diesem Jahre in Solothurn an den Feierlichkeiten der Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich teil, in Baden an der Konferenz der 13 Orte zur Verbesserung der allgemeinen Rechtsform in der